

# Die Frucht der Erziehung

Autor(en): **Waldstetter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 20

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636443>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 20 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Iutes Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 13. Mai

## □ □ Schmerz. □ □

Don Rudolf Trabolz.

Laß mein Auge sich versenken  
In dein dunkles Schleierbild. —  
Creuer ist kein Angedenken,  
Und so sicher nie ein Schild  
Wie dein Arm, der mich umschlungen,  
Als auf finstern Pfad ich ging,  
Deine Stimme mir erklingen,  
Deine Weihe ich empfang.

Nur von wenigen verstanden  
Wird des Schmerzes tiefer Sinn,  
Denn er kommt aus jenen Landen,  
Die die Menschen ängstlich fliehn.  
Doch wer ihn zum Freund gewonnen,  
Sindet größere Treue nicht,  
Und es dunkelt selbst die Sonne,  
Leuchtet dir sein Angesicht.

Da wo seine Süße schreiten,  
Fällt ein Schweigen auf die Luft,  
Da wo seine Hände gleiten,  
Schluchzet eine wunde Brust.  
Aber denen die vertrauend,  
Ihm in stiller Demut nahn,  
Ihm ins dunkle Auge schauend,  
Heilet er den eitlen Wahn.

Denn wir sind vom Wahn umfangen,  
Daß die Lust des Daseins Ziel,  
Und kein größeres Verlangen  
Narrt so sehr das Lebenspiel.

Schmerz, du gabest mir den Frieden,  
In den Stunden tiefer Not,  
Und, was Edles mir beschieden,  
Einzig deine Hand mir bot. —

## Die Frucht der Erziehung.

Erzählung aus dem Kleinstadtleben von Ruth Waldstetter.

1.

Lisbeth war die Tochter des Bürgermeisters von Grafeneck. Sie galt mit achtzehn Jahren für das schönste Mädchen der Stadt. Sie war mit ihrem hohen Wuchs, den roten Lippen, den unergründlichen grauen Augen und dem dichten Schopf blonden Haares eine Verlockung für viele, die sie sahen; aber jedermann im Städtchen wußte, daß der strengste Vater und die rechtlichste Mutter über ihr wachten.

Lisbeth kannte von der Welt nur Grafeneck und seine nähere und weitere Umgebung. In den Jahren, die ihre Freundinnen im Pensionat verbrachten, hatte ein unglückliches Familienereignis, die Flucht ihres Bruders Christian aus dem Vaterhaus, die Eltern bestimmt, ihre Tochter in diesem Augenblick nicht von sich zu lassen. Und Lisbeth hatte ihre besondern Gründe, warum ihr selber eine Abwesenheit nicht erwünscht war. So blieb Grafeneck für sie, wie schon für Mutter und Großmutter, die Welt.

Und Grafeneck war eine schöne Welt. Die Einheimischen waren stolz auf sie, ohne recht zu wissen warum, und die Fremden kamen von draußen, um ihren Zauber zu erleben. Wer dem Strom entlang auf Grafeneck zufährt, gewahrt bei einer Biegung des Schienenweges eine schwere, graue

Bastei, die auf schroffem Fels über dem Wasser thront. Das ist der Luginsland der alten Markgrafen, von denen Grafeneck den Namen hat. An zwei Seiten der Bastei, auf Terrassen und Hügeln gebaut, liegt das Städtchen. Noch ist die innere Stadt von Mauern und Toren umschlossen und am Strom stehen unverseht jahrhundertalte mächtige Lagerhäuser, an den Felsen der Bastei gelehnt. Draußen aber breiten sich am Hügelrand Gärten und Landhäuser aus und stromabwärts treibt das Wasser die blanken Mühlen und Werke, an denen die Grafeneder ehrlich ihre bescheidenen Zinsen verdienen. Um die Stadt aber breitet sich an den Hügeln ein sonniges Rebland aus. Und wenn im Herbst die Weinberge in satten Rot erglühen, der Kranz der Laubwälder sich färbt und der Strom aus frühen Nebeln tiefblau aufleuchtet, während aus goldbelaubten Tälern der Rauch der Herbstfeuer heraufzieht, dann erlebt diese Landschaft eine Verklärung, wie sie nur den südlichen Gauen diesseits der Alpen beschied ist.

Im Städtchen ändern sich die Zeiten nur langsam. Der Marktplatz hat noch immer seinen gotischen Brunnen, sein unebenes Pflaster und seine Reihe von alten Patrizierhäusern mit geschnitzten Erkern und breiten Eichenholz-

portalen. Da steht der hohe, schmale „Widder“ mit der alten Apotheke im Erdgeschoß, drüben die gemalte Hausfront des „Schwanen“, die „Blume“ mit den vielstängigen drei Stockwerken und um die Ecke, neben dem Wassertor, die „Eule“, ein breites, niederes Haus, das seine gelbe Mauer hinter einem feuchten, schattigen Gärtlein birgt.

Hier wohnte Bürgermeister Altman mit seiner Frau und den zwei Kindern Lisbeth und Erwin. Das Haus gehörte seit Jahrhunderten der Familie des Bürgermeisters; in den letzten Generationen war es mitsamt seinen Insassen etwas verlottert, und erst der unermüdliche Fleiß und die strenge Lebensführung des Bürgermeisters hatten Haus und Geschlecht das alte Ansehen wieder erworben. Die Heirat mit einer einfachen, achtbaren Bürgerstochter hatte frisches Blut in die Familie und ein genau geregeltes Ordnungs- und Arbeitssystem in die Häuslichkeit gebracht. Woche um Woche und Jahr um Jahr war der Tageslauf im Hause des Bürgermeisters der gleiche. Um halb sieben erscholl in den Gewölben des Erdgeschosses dröhnend die Frühstücksglocke. Kurz vor sieben wurde das schwere Portal von einer kleinen, etwas buckligen Gestalt aufgedrückt und Erwin, das Bürgermeisterlein, wie er allgemein genannt wurde, schob sich, mit einer Büchermappe schwer bepackt, durch das große Tor. Das Bürgermeisterlein war, aus der Entfernung gesehen, nur eine armselige, schiefe Kindergestalt; von nahem aber zeigte es sich als ein Junge von feinen Zügen mit intelligenter Stirn und schönen, verträumten Augen. Um halb acht erschien Lisbeth in der Tür, strahlend in ihrer morgendlichen Frische, und ihr nach schritt die Magd, den Marktkorb am Arm und mit der weißen, frischgestärkten Schürze angetan, ohne die sich eine Magd der Bürgermeisterin nicht auf der Straße sehen ließ. Um acht Uhr machte sich der Bürgermeister zur Amtsstube auf. Ihn mußte wiedererkennen, wer ihn einmal gesehen hatte. Seine große, bestandene Gestalt war jahraus, jahrein in einen grauen Gehrock gehüllt, der immer weder neu noch abgetragen aussah. In seinem rosigem Gesicht waren tiefgeprägte Falten um Mund und Augen gegraben. Die Glaze bedeckte ein schwarzer steifer Hut. Mit gemessenem Gang ging der Bürgermeister die gewohnten Wege.

Ebenso pünktlich, wie die Glieder der Familie das Haus verlassen hatten, stellten sie sich wieder ein. Am spätern Morgen erschien die hübsche Lisbeth an den Fenstern des Wohnzimmers und begoß die Blumen, brach mit ihren rosigen Händen dürre Schosse ab und zog wohl dazwischen gedankenverloren die weichen Blütenblätter der Nelken oder Fuchsien durch ihre Finger. Dann tauchte ihr blonder Kopf bald hinter den Gitterstäben des Küchenfensters auf, bald zwischen den Obstpalieren und über den Gemüserabakken oder hinter den Vorhängen des Nähzimmers.

Nach Tisch saß man sie auf der breiten Wohnterrasse, wo der Bürgermeister und seine Frau um diese Zeit in ihren Korbstühlen saßen, den Kaffee einschenken, jedem genau so, wie er es liebte, und dem Vater das Rauchzeug bereit stellen.

Zur Teezeit versammelte sich die Familie noch einmal auf der Terrasse oder hinter den breiten geöffneten Türflügeln des Wohnzimmers, wo die wappengeschmückten Leder-

fessel für Vater und Mutter bereitstanden, und wieder bewegte sich Lisbeth aufmerksam und sorglich am Tisch und am Teebrett.

Nachmittags und abends konnte man oft stundenlang die Gestalten von Mutter und Tochter an Fenster über eine feine Handarbeit gebeugt sehen, kaum daß Lisbeth einmal den Kopf wandte und einen Blick durchs Fenster warf.

Wenn dann der lange Alltagsnachmittag zu Ende ging und über dem Städtchen nach einem stillen Tag ein stillerer Abend herabdunkelte, erklangen aus dem Bürgermeistershaus die dünnen, langgezogenen Töne einer Geige, wie sie ein fleißiger Schüler in seiner Stube spielt. Wohl eine Stunde lang strichen die einfachen Liedweisen über Garten, Tor und Straße, und dem Fremden, der vielleicht durch die Gassen der Stadt wandelte, mochte die unberührte Altertümlichkeit des Orts mit den verlorenen Tönen des einsamen Geigenspiels zu einem einzigen Eindruck der unlösbaren Weltahngeschiedenheit verschmelzen.

Um zehn Uhr abends wurde das Bürgermeisterhaus geschlossen. Die stattliche Magd öffnete um diese Zeit noch einmal das Portal, warf einen Blick nach rechts und links und drückte dann das Haustor ins Schloß; darauf knarrte der Schlüssel, die Sicherheitsriegel wurden schallend zugestoßen, das Licht im Hausflur ausgedreht und das Bürgermeisterhaus lag in nächtlicher Ruhe.

Seit Lisbeths Konfirmation war das Leben im Bürgermeisterhaus auf diese Weise gleichmäßig veronnen. Von früher her erinnerte sich Lisbeth an unfriedliche, trübe Tage. Das war in den letzten Jahren gewesen, als ihr Bruder Christian noch im Hause lebte und sich in den Mühlwerken des Vaters betätigte. Aber diese böse Zeit, in der die strenge Miene des Vaters und Christians verdrossenes Wesen die Gemüter bedrückte und die rastlos tätige Mutter zwischen ihrer Arbeit ärgerlich seufzte: „Ach, wenn sich Christian doch ein wenig anpassen wollte!“ hatte einen plötzlichen Abschluß gefunden, als der junge Mann eines Tages von Grafened verschwunden war. Nachdem in Erfahrung gebracht wurde, daß er zu einem Onkel gefahren war, der seinerzeit Grafened unter ähnlichen Umständen verlassen hatte und nun in Hamburg einen großen Exporthandel betrieb, machte man keine Anstrengungen, ihn zurückzuholen. Und obwohl der Vater den Namen Christian nur mit finsterner Miene im häuslichen Kreise aussprach und die Mutter ihn mit Schweigen und Seufzen überging, so wurde es doch nach und nach üblich, daß Bekannte und Verwandte sich bei Bürgermeisters ohne Scheu nach dem Befinden des Sohnes erkundigten und die Eltern, obwohl sie nur selten von Christian hörten, mit ruhiger und liebenswürdiger Miene dankend Auskunft gaben. So hatte es bald den Leuten gegenüber den Anschein, als wäre zwischen dem Ausreißer und seinen Angehörigen alles in Ordnung.

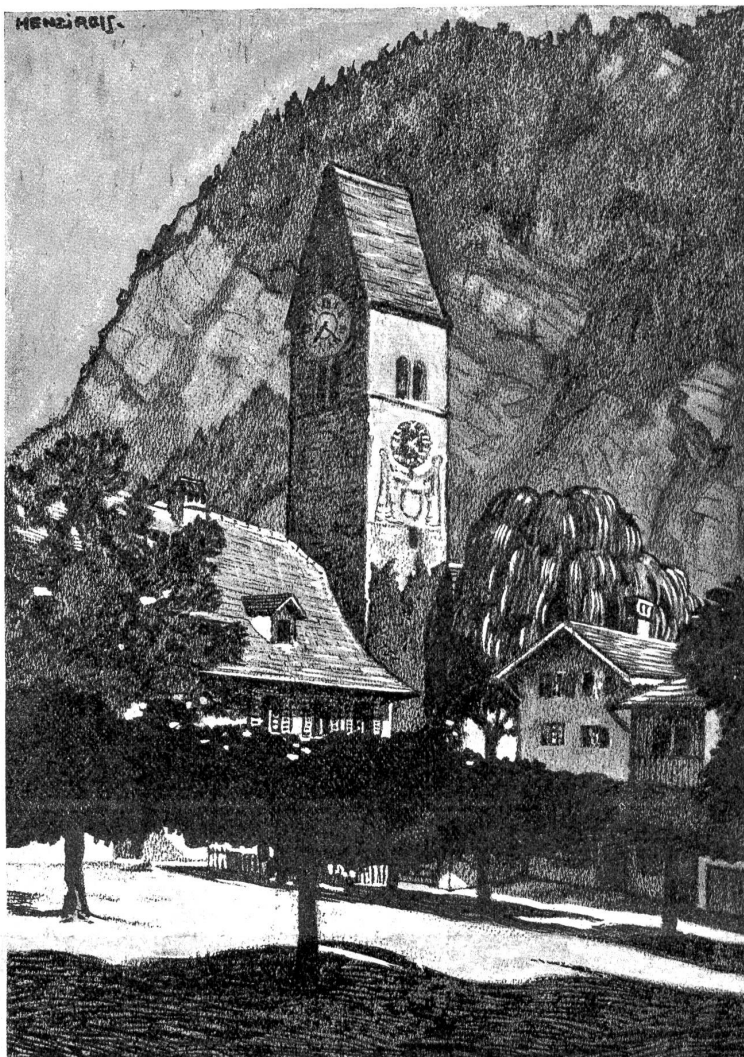
Lisbeth entbehrte den großen Bruder, den sie geliebt und bewundert hatte, obwohl er in den letzten Jahren oft verdrossen und unwirsch gewesen war. Sie unterhielt sich mit Erwin über ihn, wenn sie allein waren, und beide tauschten ihre Vermutungen aus über das Leben und Ergehen des „Großen“, wie sie ihn nannten. Ob er wohl beim Onkel wohnte, der ein schönes Haus an der Elbe hatte, oder ob er irgendwo in einer Dachkammer haufte,

So wie die Lehrlinge in den Mühlenwerken? Ob er nun wieder den ganzen Tag im Bureau sitzen mußte und seufzte: „Hier ersticke ich“, wie er es zu Hause getan hatte? Zum Geburtstag erlaubten die Eltern Lisbeth jeweilen, ihm zu gratulieren, und es kam immer ein kurzer, herzlicher Brief an sie zurück; den bewahrte sie in einer verschlossenen Kassetten auf, die ihre Reliquien barg.

Mit den Eltern sprach sie nicht über den Bruder. Sein Name hatte jetzt, wenn sie ihn nannten, einen Klang, der ihr weh tat; und sie selber sah doch noch immer Christians traurige Miene am Abend, bevor er verschwand, vor sich und bemitleidete ihn darum. Aber diese Empfindung war auch die einzige, in der sie nicht mit Vater und Mutter übereinstimmte. Sonst war ihr in allem der Eltern Meinung Geheh.

Die Familie hatte sich seit Christians Flucht noch enger zusammengeschlossen. Von Lisbeth wurde jeder schädliche Einfluß ferngehalten. Sie machte keinen Ausgang, von dem die Eltern nicht wußten; sie empfing keinen Brief, den nicht die Mutter las. Ihre beste Freundin, Eva Altmann aus der „Blume“, war eine Verwandte und in der Familie des Bürgermeisters wie zu Hause.

Ueber Erwins Erziehung brauchten sich die Eltern nicht viel Gedanken zu machen. Er war wegen seines schwächlichen Körpers ein kleiner Stubenhocker geworden; wenn er nur seine Bücher hatte, so war er zufrieden. Er brachte gute Zeugnisse nach Hause, und die Phantasien, die er aus seinen Büchern schöpfte — Ritterabenteuer und Meerfahrten, die ihm so lebendig waren, als hätte er sie selber erlebt — kramte er nur vor Lisbeth aus, die so schön zuhören konnte, die Hände im Schoß verschlungen



E. Henziross.

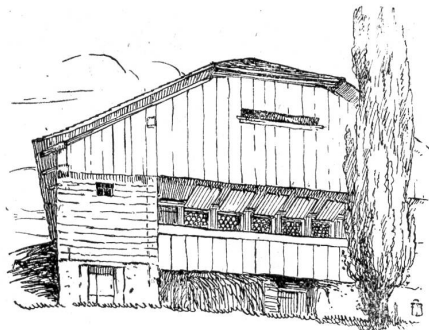
Unterseen.

und die Augen in die Ferne gerichtet. Erwin war von seinem Vater zum Juristen bestimmt. (Fortsetzung folgt.)

## Alte Winkel aus Schwarzenburg.

Von Fritz Schwarz. (Illustrationen aus E. Friedli „Guggisberg“.)

In Schwarzenburg gibt's von den ältesten Blockhausbauten bis zum modernsten „Seimatschuk“-Bau alle Ueber-



Chrachers zu Rüscheegg. (Solläden zum Herunterklappen.)

gänge. Hinzu kommt dann noch, daß zwei äußerlich ganz verschiedene Typen lustig durcheinander vorkommen. Wäh-

rend der burgundische Bauer seine Häuser breit und niedrig baute und durch weite Holzamine mit Deckeln Licht und Luft für die Küche hineinkommen ließ, baute der Alemanne verhältnismäßig viel höhere Häuser mit Einfahrten. Die Burgunderhäuser führen ihrer niedrigen Form wegen den Namen „Tätschhäuser“. Außer dem fast ebenen Dach ist für sie im Plan charakteristisch der lange schmale Hausgang, von dem eine Türe in das Wohnzimmer und eine folgende in die Küche führt. Eine Burgunderhausküche ist etwas Seltenes. Sie hat keine Fenster, ist mit großen Steinen gepflastert und der Herd ist hin und wieder noch nach Art der „Chessgruebe“ in den Alphütten von einem Steimmäuerchen umgeben. Ueber ihm geht ein gewaltiger quadratischer Rauchfang in die Höhe; sein Durchmesser beträgt unten oft über drei Meter, während er sich oben bis auf einen halben Meter verengert. Eine dicke Holzstange geht der Seitenwand nach hinauf und ist oben mit dem Deckel verbunden; je nachdem man sie unten höher oder tiefer befestigt, wird der Deckel auf dem Kamin geöffnet oder geschlossen. Wenn die Hausfrau etwas suchen